

ALBERT SPEER

*Spanndauer
Tagebücher*

PROPYLÄEN

Albert Speer

*Spandauer
Tagebücher*

Propyläen

Arendt

DD
247
563
A32

Mit 156 zum Teil unbekanntem Bilddokumenten

© 1975 by Verlag Ullstein GmbH
Frankfurt/M · Berlin · Wien

Propyläen Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Reproduktionen: Hausmann, Darmstadt

Satz: v. Oertzen KG, Frankfurt/M.

Druck und Buchbinder: May & Co, Darmstadt

ISBN 3 549 17316 4

Erste Auflage · August 1975

Inhalt

Vorwort	Seite 13
<i>Das erste Jahr</i>	15
Die Verurteilung. Im Geschoß der zum Tode Verurteilten. Nacht der Exekution. Fragen der Verantwortung. Hitler. Gefängnisalltag. Selbstprüfungen. Weihnachten im Gefängnis. Rückblick auf Prozeß und Urteil. Hitlers Pläne zur Beherrschung der Welt. Zukunft der Kinder. Tod des Vaters. Görings Verhältnis zu Hitler. Angst vor Spandau. Überführung ins Spandauer Gefängnis.	
<i>Das zweite Jahr</i>	115
Spandau. Kassiber mit der Familie. Zeuge für Flick. Hitler und die Industriellen. Zusammenstoß mit Dönitz. Abendliche Meditationsübungen. Verhalten der Wärter. Plan einer Hitler-Biographie. Träume und Bücher. Arbeitsfuror jetzt und früher. Hitler als Musikliebhaber.	
<i>Das dritte Jahr</i>	165
Neoklassizismus unter Hitler. Memoirenangebot von Knopf. Korruption im Dritten Reich. Streicher verbannt. Verhältnis der Mithäftlinge untereinander. Pläne zur Umgestaltung des Grunewalds. Hitler und Mussolini. Auf dem Berghof. Gedanken über Treulosigkeit.	
<i>Das vierte Jahr</i>	212
Hitlers Stellung zu Adenauer und Goerdeler. Dorian Gray. Ribbentrop und die Verantwortung für den Kriegsbeginn. Pariser Begegnungen mit Vlamincq, Maillol und Cocteau. Hitler: Jede Revolte niederemähen. Die abgelegten Hemden. Depressionen. Morgendlicher Zwischenfall mit Heß. Besuch in Winniza und Hitlers Bruch mit Schirach. Ostvision.	

Das fünfte Jahr

244

Washtag. Roßapfel in Schirachs Zelle. Russen verbieten Weihnachtsbaum. Hitler und die Rotspanier. Heß erfindet Autobahnbeleuchtung. Letzte Fahrt Hitlers nach Linz: Baupläne, eigene Begräbnisstätte, Bruckner-Festspiele, Stahlwerk. Das imaginäre Theater. Subalterne Scherze Hitlers. Mein Steingarten in Spandau. Experimente mit Erbsen und Bohnen.

Das sechste Jahr

271

Parallelen zu Carnot. Düstere Neujahrsgedanken. Meine Tochter Gaststudentin in USA. Hitler als Psychologe. Wir sollen Körbe flechten. Der Begriff der Loyalität. Neuraths Nationalgefühl. Verständigungsprobleme mit Göring. Gewalt gegen Heß. Pan-Europa. Tod der Mutter. Hitler über die Zerstörung deutscher Städte. Das Nürnberger Tagebuch Gilberts. Wieder in der Strafzelle.

Das siebte Jahr

317

Verschärfte Haftbedingungen. Neueste Entwicklung der Flugtechnik. Mein letzter Besuch bei Hitler. Ein Spaziergang im Schnee. Veröffentlichung der Heß-Briefe. Bei Neurath Schokolade gefunden. Entführungsabsichten. Dönitz versteht sich als Staatsoberhaupt. Veröffentlichung über die Flensburger Regierung. Beginn der Niederschrift meiner Erinnerungen. Der Stuhl aus der Reichskanzlei. Cognac in Funks Zelle. Schwere Anfall Neuraths.

Das achte Jahr

351

Gerüchte über die Entlassung der Kranken: Funk und Heß simulieren. Hitler lobt Tito. Weiterarbeit an den Erinnerungen. Die »Empire News« über Spandau. Betrachtungen über die verfehlte sowjetische Deutschlandpolitik. Einige Erleichterungen. Der Sohn des Herzogs von Hamilton in Spandau. Neuer Herzanfall Neuraths.

Das neunte Jahr

396

Freilassung Neuraths. Mein »gesundes Volksempfinden«. Hitler über das politische Engagement der Künstler. Kanonisierung des Parteitagrituals. Erinnerungen beendet. Lungeninfarkt. Psychischer Kollaps. Fröhlicher Opportunismus. Gedanke der Weltumwanderung. Raeder, Schirach, Dönitz gegen Heß. Meine Stellung zur modernen Architektur. In der Puszta. Raeder wird entlassen.

Das zehnte Jahr

425

Hoffnungen auf Auflösung Spandaus. Gnadengesuch eingereicht. Speidel und McCloy setzen sich für mich ein. Neuerliche Depressionen. Heß zur Arbeit befohlen. Funk erkrankt, Neurath gestorben. »Geschichte des Fensters« begonnen. Auseinandersetzung mit Dönitz. Dönitz entlassen.

Das elfte Jahr

448

Hoffnung für mich aus Washington. Heß täuscht wieder Gedächtnisverlust vor. Funks Spiel mit dem Leben, um Entlassung zu erzwingen. Schirach legt im Garten Sowjetstern an. Chesterton über cäsarische Demagogen. Das Dritte Reich als Romantizismus. Hitlers Desinteresse an der Literatur. Zum ersten Mal abends im Freien.

Das zwölfte Jahr

470

Der erste Satellit und meine Angst. Raeder schafft Legenden. Sanitärer wird als Agent des NKWD für Spandau verpflichtet und muß gehen. Selbstvergottung im Eichenhain Nürnbergs. Schauer märn Funks in der deutschen Presse. Betrachtung über eine Falkenfeder. Botschafter David Bruce besucht Spandau, richtet Grüße McCloy aus.

Das dreizehnte Jahr

500

Heß erzählt aus der Vergangenheit. Traum: Wanderung im Ostsektor Berlins. Die industrielle Lenkung in der DDR: eine Katastrophe. Illegale Lektüre der Memoiren von Dönitz: enttäuschend, weil ausweichend. Hitlers Wertschätzung. Spandauer Garten in einen Miniaturpark verwandelt. Karl Barth, der Dogmatiker, läßt Grüße ausrichten. In Peking angekommen. Gedanken über zweite Front im Luftkrieg. Wirksamkeit der Angriffe.

Das vierzehnte Jahr

517

Heß wird hinfällig. Sein Selbstmordversuch, eine Aktion. Über die »Tischgespräche« Hitlers. Blomberg: Hitler, der genialste Stratege. Der Dilletant. In schwierigen Lagen Karl May als Vorbild. Spandau: ein Klosterleben. Gefangenenfreundschaft Schirach-Heß beginnt. Liebesopern nicht gestattet. Eichmann und Hitlers Judenhaß.

Das fünfzehnte Jahr

533

Schirach leugnet zweiten Band von »Mein Kampf« ab. Die »goldenen« zwanziger Jahre. George Ball empfängt meine Tochter. Meine Vorliebe für Renaissancen. Adenauer will sich für meine Entlassung einsetzen. Der zweite versenkte Steingarten. Verschärfter Arbeitsplan.

Das sechzehnte Jahr

545

West-Ost-Kontakte in Spandau während Berlin-Krise. Charles de Gaulle setzt sich ein. Der ästhetische und moralische Verfall erst machte Hitler möglich. Taschentransistor in der Zelle. Spandau zum Zuhause geworden. Heß kämpft um seine letzten Zähne und gewinnt. Nekrophiler Traum um Hitler.

Das siebzehnte Jahr

559

Psychische Versandung. Willy Brandt hat Hilfe zugesagt. Mit Heß über Eigenmächtigkeiten in der Partei. Heß entwickelt einen Schneepflug. Die Haßkomplexe von Heß. Versöhnungsgespräch. An der Beringstraße angelangt. Gespräch über solche und andere Verrücktheiten. Faszination für die Technik in meiner Jugend. Die erste Enkelin. Eine Unglücksserie.

Das achtzehnte Jahr

581

Sartres Figuren noch einsamer. Kennedys Ermordung nicht die eigentliche Tragödie. Schönheitsbedürfnisse des Regimes. Schirach ins Krankenhaus. Die Gebeine Friedrichs II. in die Berliner Soldatenhalle. Was bleibt an Positivem? Der Genuß von Macht. Heß durch ein Buch irritiert. Minox-Kamera in der Tasche. Adschubejs verheißungsvolle Andeutungen. Das Ende der Architektur.

Das neunzehnte Jahr

619

Zukunftsaussichten als Architekt. Chruschtschow gestürzt. Alle Hoffnungen gescheitert. Heß setzt sich mit französischem General auseinander. Schirach droht französischem Wärter mit Anzeige bei russischem Direktor. Seattle passiert. Was Heß mit seinem Anwalt bei seinem ersten Besuch besprach. Schirachs Augenkrankheit. Hitlers Wille zum Kampf bis zum Ende bezieht sich auf sein geplantes Geschichtsbild. Von der Angst. Meine Lichtarchitektur. Der unwiederbringliche Verlust. Anhaltende Verzweiflung.

Das zwanzigste Jahr

641

Die mexikanische Grenze überschritten. Allerlei Vorbereitungen und Pläne zur Entlassung. Der älteste Sohn gewinnt ersten Preis in Architektur-Wettbewerb. Shawcross erklärt, mit McCloy meine Freilassung seit Jahren verlangt zu haben. Karriere durch Todesfälle bestimmt. Im Traum verbrennt das elterliche Haus. Heß bespricht mit Schirach Pläne, ihn als verrückt darzustellen. Heß von der Richtigkeit einer gegenteiligen Linie überzeugt. Alle Kohlen für Heß.

Epilog

660

Der letzte Gefängnistag. Fahrt aus dem Tor. Fremd in der Familie. Durch Leiden wissend. Wieder zufrieden in Spandau.

Register

665

Bildnachweis

671

und Macht unterhielten, Intrigen spannen, Coups ausheckten. Doch diese Atmosphäre von Dunkelmännertum, Hinterstube und Verschwörung war von der unseren weit entfernt. Das eigentlich Verbrecherische blieb in allen persönlichen Beziehungen immer ausgeklammert. Unter den Angeklagten des Ärzteprozesses sehe ich manchmal Karl Brandt. Ihn vor dem Todesurteil Hitlers zu retten, war einer der Gründe, deretwegen ich im April 1945 noch einmal in das brennende Berlin zurückgeflogen war. Heute winkte er mir im Vorbeigehen traurig zu. Ich hörte, daß er wegen der medizinischen Versuche an Menschen schwer belastet ist. Mit Brandt habe ich oft zusammengesessen, wir haben uns über Hitler unterhalten, uns über Göring lustig gemacht, wir ärgerten uns über das Sybaritentum um Hitler, über die vielen Parteiparasiten: niemals aber hätte er mir über seine Tätigkeit Auskunft gegeben. So wenig wie ich ihm je offenbart hätte, daß wir an Raketen arbeiteten, die London in Schutt und Asche legen sollten. Selbst wenn wir von den eigenen Toten sprachen, redeten wir nur von Ausfällen und waren überhaupt groß im Erfinden euphemistischer Ersatzvokabeln.

Vom Doktor eine Schlaftablette geben lassen, die erste seit Monaten.

19. Dezember 1946

Seit Tagen draußen zehn Grad Kälte. Überall Koksmangel, eine Folge der herrschenden Versorgungsschwierigkeiten. In den Zellen nur noch Temperaturen um null Grad. An Stelle von Handschuhen ziehe ich ein Paar Strümpfe über die Hände; damit ist sogar das Schreiben möglich.

Die Abstände zwischen den Eintragungen werden länger. Fast vierzehn Tage seit der letzten Notiz. Ich muß mich zwingen, nicht in Apathie zu versinken. Besorgnis vor dem Spandauer Gefängnis. Nun sind zwar fünf Tage seit dem Termin verstrichen, an dem wir verlegt werden sollten, und sind doch noch hier. Pessimistische Stimmungen. Auch fürchte ich, dort nicht mehr schreiben zu können. Denn ich habe unterdessen erkannt, wie wichtig die schriftliche Form für die Auseinandersetzung mit mir selber ist. Das Aufgeschriebene erhält eine ganz andere Verbindlichkeit.

In den letzten Tagen habe ich mir Notizen über manche Bemerkungen Hitlers gemacht. Sie fließen mir inzwischen ohne große Mühe zu, seit dem Prozeß werden meine Gedanken zusehends freier.

Es ist verblüffend, was ich dabei alles zutage fördere; und noch verblüffender, daß so viele Äußerungen Hitlers an mir so spurlos vorübergegangen sind. Neulich glaubte ich, daß Hitler sich in meiner Gegenwart mit Bekundungen seines Judenhasses eher zurückgehalten habe. Aber er hat doch mehr gesagt, als ich in meinen Verdrängungszuständen glaubte. Beunruhigender Gedanke, daß auch der entschiedene Wille zur Aufrichtigkeit so situationsabhängig ist.

20. Dezember 1946

Wieder das Kernproblem; alles reduziert sich darauf:

Hitler haßte immer die Juden, daraus hatte er zu keiner Zeit ein Geheimnis gemacht. Spätestens 1939 hätte ich ihr Schicksal voraussehen können, nach 1942 mußte ich es wissen. Schon in den Monaten vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges, der ihm zu diesem Zeitpunkt sicher nicht gelegen kam, häuften sich die Ausfälle. Das Weltjudentum dränge zum Krieg, wiederholte er verbohrt, und später: die Juden allein hätten diesen Krieg angestiftet und seien an ihm schuld. »Sie sorgten auch dafür, daß mein Friedensvorschlag vom Herbst 1939 abgelehnt wurde. Ihr Führer Weizmann hat das damals offen erklärt.« Am deutlichsten wurde Hitler in der Reichstagssitzung vom 30. Januar 1939, als er versicherte, daß bei einem Krieg nicht die Deutschen, sondern die Juden vernichtet würden. Und noch Jahre später, als alles bereits offenkundig verloren war, pflegte er seine Zuhörer an diesen Satz zu erinnern. Immer öfter beklagte er dabei die Tötungen unschuldiger deutscher Frauen und Kinder bei Bombenangriffen. Besonders nach den schweren Angriffen auf Hamburg im Sommer 1943, bei denen Zehntausende von Zivilisten getötet wurden, wiederholte er ein ums andere Mal, daß er diese Opfer an den Juden rächen werde; und hätte ich genauer hingehört, sorgfältiger beobachtet, so wäre mir sicherlich schon damals aufgegangen, daß er mit diesen Bemerkungen das eigene Massen-

gen! Die Angelsachsen geben Europa kampfflos auf. Da bin ich sicher. Sie überlassen es den Kannibalen. Nach den großen Kesselschlachten haben wir Menschenknochen gefunden. Stellen Sie sich vor: sie haben sich vor Hunger gegenseitig aufgefressen! Nur um sich nicht ergeben zu müssen. Es sind eben Untermenschen.«

Diese letzte Bemerkung hörte ich des öfteren von ihm, und mir fiel damals schon der Widerspruch auf, den sie enthielt. Denn sie tadelte die Russen als Untermenschen für ein Verhalten, das er – was die Kompromißlosigkeit des Widerstandswillens anging – von seinen eigenen Soldaten immer wieder forderte. Doch dieser Widerspruch, der mir heute aufreizend und ärgerlich ist, irritierte mich damals nicht. – Wie war das möglich?

Vielleicht, weil es sich um einen Widerspruch handelte, der in der Person Hitlers aufgehoben war und erst mit seinem Ende offenbar werden konnte. Es gilt ganz allgemein, daß Hitler bewunderte, was er haßte, oder richtiger: nur haßte, was er bewunderte. Sein Haß war verweigerter Bewunderung. Das gilt für die Juden, für Stalin, den Kommunismus überhaupt.

Und auch dieser Radikalismus der Gedanken!

Schon kurz vor Beginn des Krieges, Ende August 1939, hatte Hitler nach dem Entschluß, Polen anzugreifen, in der Nacht auf der Terrasse des Obersalzberges gesagt, daß Deutschland mit ihm in den Abgrund stürzen müsse, wenn dieser Krieg nicht gewonnen werde. Diesmal werde viel Blut fließen, fügte er hinzu. Merkwürdig, daß dies niemanden von uns abstieß; daß wir eher auf eine schicksalsträchtige Weise von solchen Worten wie »Krieg«, »Untergang« oder »Abgrund« uns erhoben fühlten. Jedenfalls kann ich mich genau erinnern: Als Hitler diese Äußerung machte, dachte ich nicht an das tausendfache Unglück, das sie bedeutete, sondern an die Größe der geschichtlichen Stunde.

22. Dezember 1946

Die Zelle ist ein Eiskeller, der Atem dampft. Ich schlage die Decken eng um mich. Die Füße stecke ich in die Unterwäsche, alle verfügbaren Kleidungsstücke ziehe ich an, auch die Winter-

jacke, die 1942 unter meiner Mitwirkung für das Heer entwickelt wurde. Ihre Kapuze ziehe ich weit über den Kopf.

23. Dezember 1946

Von Mitscherlich, dem Gerichtspsychologen, der sich unterdes sichtbar erholt und kräftig zugenommen hat, in der *Fähre* vom 1. April einen Artikel über »Psychoanalyse und Geschichtsschreibung« gelesen. Der Aufsatz ist interessant; die übrige Produktion des Heftes scheint mir jedoch eher mittelmäßig. Es mag aber auch sein, daß ich, aus jener anderen Welt auftauchend, den Wandel nicht begreife. Erstmals erfaßt mich ein Gefühl der Entfremdung.

Oder ist es mehr als das? Wo stehe ich überhaupt? Ich erkenne, was war; ich verurteile, was war. Aber der platte Moralismus, der nun – ja, ich glaube doch eine Art Mode ist, stößt mich ab. Vielleicht muß eine Zeitlang in Deutschland Sonntagsschule sein. Ich will auch meinen Anteil, daß es soweit kam, nicht verringern. Aber ich kann das nicht mitmachen, selbst wenn es manches leichter werden ließe.

24. Dezember 1946

Durch meinen improvisierten Schlafsack habe ich es die Nacht über warm gehabt. Erst jetzt, in der Gefangenschaft, lerne ich die Unzulänglichkeiten der Heereswinterbekleidung kennen. Unsere Windjacke hält selbst hier in der Zelle nicht warm, sie nimmt viel Feuchtigkeit auf und trocknet schlecht. Ein sonst unfreundlicher Guard kommt an das Guckloch und begrüßt mich herzlich. Er reflektiert auf eine Zeichnung vom Zeppelinfeld.

Ach – heute ist Heiligabend.

Wie immer am Vormittag Fegen und Aufwischen der Halle. Unterhaltung mit den Mitgefangenen. Weihnachtliche Wünsche wurden ausgetauscht. Um elf Uhr polterte Dampf in den Heizrohren, jedoch scheint in meiner Zelle die Heizung verstopft zu sein. Oder zu wenig Druck – die Zelle liegt am Ende des Ganges.

Um zwei Uhr im Gefängnishof eine halbe Stunde Spaziergang mit Dönitz, Schirach, Raeder und Neurath. Heiß und Funk blie-

Guard widerspruchlos geschehen ließ. Alles Todeskandidaten. Um mich abzulenken, trotz der Kälte viel gezeichnet. Gegen fünf Uhr sind die Finger wieder angeschwollen. Ich wickelte mich in meine vier Decken und las, die Kapuze auf dem Kopf, Timmermanns *Bauernpsalmen*. Am Abend kam ein heißes Getränk, doch konnte ich nicht ausmachen, ob es Kaffee oder Tee war. Schirach schickte mir von seinem Weihnachtspaket ein großes Stück ausgezeichneten Kuchens und eine Portion Butter.

Selbstgespräche über Napoleon, der von Goethe zunächst als Monster gezeichnet, zehn Jahre später dagegen als welthistorische Erscheinung gefeiert wurde. Ob der europäische Napoleon-Mythos und der daran anschließende Kult des großen Mannes an der Kapitulationsgesinnung mitgewirkt hat, mit der sich das europäische Bürgertum (und die Arbeiterschaft, die ihren Marx und Engels und Lenin vergötterte, auch) Erscheinungen wie Mussolini und Hitler ergab? Wir alle waren fasziniert von überragenden historischen Persönlichkeiten, und wenn einer auch nichts davon war, es vielmehr nur mit einigem Geschick prätendierte, lagen wir schon auf dem Bauch. So im Falle Hitler. Ich glaube, ein Teil seines Erfolges beruhte auf der Dreistigkeit, mit der er vorgab, ein großer Mann zu sein.

28. Dezember 1946

Als ich heute vom Duschen kam, wurde mir das Weihnachtspaket der Familie gebracht. Es erschütterte mich durch seine Dürftigkeit. Wie schlecht muß es draußen gehen! Ich war sehr bewegt. Der Älteste, der zwölfjährige Albert, schickte zwei Laubsägearbeiten, die übrigen Kinder hatten silberne Sterne auf rotes Packpapier geklebt. In Betrachtung dieser Stücke verlor ich einige Zeitlang meine Fassung.

Durch einen Kurzschluß ging dann für längere Zeit das Licht aus. Eine Wohltat für die Augen, weil wir selbst während der Nacht im Dämmerlicht leben. Um halb elf Uhr hörte ich, an die Tür gelehnt, Musik aus dem Radio der Wache.

Selbstgespräche bis tief in die Nacht hinein. Ich muß mir einreden, die Schwierigkeiten der Gefangenschaft als sportliche Leistung anzusehen.

uns gelungen, die verschiedenen Versuche seines Vorgesetzten Göring abzuwehren, uns zu entzweien. Es wird schwierig sein, ihm im Prozeß gegenüber zu treten. Milch werden die gleichen Vergehen wie mir vorgeworfen: Bis er im Frühjahr 1944 die Luftrüstung an mich abgab, hat er Zwangsarbeiter und Häftlinge aus den Konzentrationslagern angefordert und beschäftigt. Natürlich sind alle diese Prozesse Gerichte von Siegern über Besiegte. Auf verschiedenen Wegen höre ich, daß auch deutsche Kriegsgefangene, entgegen dem Gesetz, zur Zwangsarbeit in Rüstungs- und Nachschubbasen herangezogen worden sind. Wo ist hier der Richter?

Und natürlich kann man vorbringen, daß unser Verfahren zu eilig durchgeführt, daß die Verteidigung durch das Massenaufgebot von einundzwanzig Angeklagten behindert wurde. Aber alle solche Einwände werden, wie ich auch heute noch ohne Beirung glaube, von der elementaren Überlegung verdrängt, daß die Führung eines Landes, das einen Krieg beginnt, sich dem gleichen Risiko aussetzen muß, das sie jedem Soldaten ungefragt abverlangt.

Dies ist freilich eine Erkenntnis, die ich erst im Verlauf des Prozesses gewonnen habe. Noch gegen Ende des Krieges hielt ich den Gedanken für absurd, daß ich als Rüstungsminister zu den Angeklagten der von den Alliierten angekündigten Prozesse gehören könnte! Damals ließ ich mir in den vielen beschäftigungslosen Stunden Stöße von Akten bringen: Führerprotokolle, Briefe oder Beschlüsse der Zentralen Planung, die ich in bunter Reihenfolge, meist auf dem Bett liegend, durchblätterte, um Stellen ausfindig zu machen, die belastend wirken könnten. Es war wohl wiederum meine perspektivische Blindheit, die mich hinderte, die Elemente meiner Schuld aus diesen Papierbergen herauszulesen; allenfalls sah ich das Interesse meines Landes als einer kriegführenden Nation, und dieses Interesse sprach mich – allen Traditionen zufolge – frei. Infolgedessen ließ ich nichts von all den Dokumenten vernichten, ausgenommen die Denkschrift eines Industriellen, der den Einsatz von Giftgas gegen die sowjetischen Armeen vorgeschlagen hatte. Im Gegenteil ordnete

ich beruhigt an, daß meine Akten an sicherem Ort verwahrt werden sollten, und ließ sie, einige Wochen später, kurz vor meiner Gefangennahme, den Amerikanern als Studienmaterial übergeben. Im Prozeß verwendete dann die Anklage Teile daraus, um mich des Verbrechens gegen die Menschlichkeit zu überführen.

10. Januar 1947

Dank der Freundlichkeit eines der Wächter bis elf Uhr bei Dunkelheit eine Pfeife geraucht.

11. Januar 1947

Anzeichen von Grippe, feuchte Hände, nachts Ohrenscherzen. Besorgnis, krank zu werden.

13. Januar 1947

Wieder den ganzen Tag im Bett. Nichts gezeichnet, nichts gelesen, nichts geschrieben. Ich bewundere Funk, wie er es monatelang bettlägerig in der Zelle aushalten kann, ohne verrückt zu werden.

15. Januar 1947

Seit August das erstmal wieder in einen Spiegel gesehen. Während des Prozesses benutzte ich die Glasscheibe zur Dolmetscherkabine. Dort konnte ich mich vor dunklen Kleidern spiegeln. Dieses Mal ist es ein Scherben, aber er reicht aus. Ich bin in Monaten, so scheint mir, um Jahre gealtert.

22. Januar 1947

Ich hatte nie damit gerechnet, zu den Angeklagten des geplanten Kriegsverbrecherprozesses zu gehören. Aber eines Tages im August 1945 stürzte morgens um sechs Uhr einer meiner Mitarbeiter in den Schlafraum des Internierungslagers. Atemlos stand er in der Tür und fand kaum die Worte, mir zu sagen, daß ich auf der Liste der Hauptangeklagten des Nürnberger Prozesses stehe, und zwar an der aussichtslosen dritten Stelle. Ich war wie vom Schlag gerührt.

Im Lager gab es einen Chemiker, von dem es hieß, daß er einige dieser Giftröhrchen besitze, wie sie beispielsweise Himmler bei seinem Selbstmord benutzt hatte. Ich deutete ihm vorsichtig an, daß ich eine solche Ampulle suchte, aber er lehnte undeutlich ab. Warum hatte eigentlich niemand, weder Hitler noch die zustän-

dige Verteilerstelle der SS, daran gedacht, mir das Selbstmordprivileg einzuräumen, das doch sogar Hanna Reitsch und selbst den Sekretärinnen Hitlers gewährt worden war? In jenen Tagen hörte ich dann den Vortrag eines Mediziners, der nebenher erwähnte, daß auch der Sud einer verriebenen Zigarre ausreiche. Aber zu diesem Zeitpunkt war die Anwendung schon vorüber, und sollte ich je die Kraft zum Selbstmord aufgebracht haben, die Neigung hatte ich nun nicht mehr.

22. Januar 1947

Munter und unbekümmert sprechend, geht ein Kind, vielleicht das des Pastors, durch die Halle. Das erschüttert mich mehr als äußere Ereignisse.

24. Januar 1947

Meinem Anwalt, Dr. Hans Flächsner, einem Berliner von kleiner Gestalt, aber bedeutender Beredsamkeit, verdanke ich neben Dr. Gilbert, daß ich den Prozeß in diesem und jenem Sinne überstanden habe.

Flächsner, der mir vom Gericht zugeteilt worden war, entwickelte mir seine Idee einer Verteidigung: »Sie sitzen als drittletzter auf der Bank. Das ist gleichzeitig eine Einstufung, die bei Göring, Heß, Ribbentrop und Keitel beginnt. Mit Ihrer Absicht, sich für alles Geschehen jener Jahre verantwortlich zu erklären, nehmen Sie sich wichtiger als Sie sind und lenken außerdem ein ungebührliches Maß an Aufmerksamkeit auf sich. Das macht nicht nur einen fatalen Eindruck, sondern kann überdies auch Ihr Todesurteil bedeuten. Warum wollen Sie selber sagen, daß Sie verloren sind? Überlassen Sie das doch dem Gericht!«

Im ganzen haben wir es dann auch so gehalten. Denn natürlich wollte ich mit dem Leben davonkommen. Im Zeugenstand vermied ich alles, was belastend wirken konnte, ausgenommen mein Geständnis, daß die Millionen Deportierter gegen ihren Willen nach Deutschland gekommen seien und daß ich mich für die begangenen Verbrechen generell verantwortlich fühlte. Aber das waren entscheidende Zugeständnisse. Sie trugen mir auch zahlreiche Vorwürfe von seiten der Mitangeklagten ein, besonders Göring tat sich mit der Behauptung hervor, ich hätte versucht,

ausschließlich und immer wieder ins Destruktive einmündende Energie dieses Mannes? Oder seine Vulgarität, die mir im Nachhinein immer erkennbarer wird? Und was verbarg sie mir so lange am lebenden Hitler? Fragen über Fragen. Auf die Mehrzahl habe ich noch immer keine Antwort.

31. März 1947

Der Bus, der mich vor eineinhalb Jahren als Gefangenen unter schwerer Bewachung nach Nürnberg brachte, hatte mühsam seinen Weg durch die Ruinen gefunden. Wo und was einst Straßen waren, konnte ich nur ahnen; in aufgetürmtem Schutt sah ich manchmal einzelstehende, ausgebrannte oder von Bomben durchblasene Häuser. Je weiter ich in die Innenstadt kam, um so verwirrter wurde ich, denn ich fand mich in dieser Riesenschutthalde nicht mehr zurecht, obwohl ich Nürnberg gut kannte, da mir die Planung der Parteitags-Architektur übertragen war. Da stand, inmitten all dieser Zerstörung, wie durch ein Wunder ausgespart, der Nürnberger Justizpalast, an dem ich manchmal nichtsahnend in Hitlers Auto vorbeigefahren war. Wie banal der Gedanke auch sein mag – ich kann mich der Überlegung nicht entziehen, daß dieses Gebäude nicht ohne tieferen Sinn unverseht blieb.

Ich muß wieder daran denken, daß es natürlich auch auf der Gegenseite zahlreiche Kriegsverbrechen gegeben hat. Aber man kann und darf sie, wie ich fest glaube, nicht zur Rechtfertigung der Verbrechen auf der eigenen Seite benutzen. Verbrechen sind überhaupt nicht aufrechnungsfähig. Überdies ist der Charakter der NS-Verbrechen außergewöhnlich gegenüber allem, was auf der Gegenseite vorliegen mag. Selbst Göring wandte sich irritiert zu Raeder und Jodl, nachdem der KZ-Kommandant von Auschwitz, Rudolf Höss, seine umfangreiche Aussage beendet hatte: »Wenn nur nicht dieses verdammte Auschwitz wäre! Das hat uns Himmler eingebrockt! Ohne Auschwitz könnten wir uns richtig verteidigen. So ist uns jede Möglichkeit verbaut. Alle denken, wenn von uns die Rede ist, immer nur an Auschwitz und Treblinka. Es ist wie ein Reflex. Wie sehr beneide ich die japanischen Generale«, fügte er einmal hinzu. Das hat sich in-

bleibt mir persönlich als Ausweg nur, mich von der Anerkennung der moralischen Schuld, die mir von Anfang an klar war, immer entschiedener auch zur Bejahung der juristischen Schuld durchzuringen.

Das moralische Verschulden ist unstreitig. Zur Anerkennung einer juristischen Schuld mußte ich mich bisher immer wieder überreden. Aber wurden den meisten Urteilen nicht auch Tatbestände konventioneller Verbrechen wie Mord und Totschlag, Plünderung und Nötigung zugrundegelegt? Wenn ich zum Beispiel Fremdarbeiter anforderte, so war darin der Tatbestand der Freiheitsberaubung enthalten. Das ist unter jedem Recht strafbar. Ich sehe: Ich suche meine Schuld.

Wer könnte zwanzig Jahre Haft überstehen, ohne eine Schuld zu akzeptieren.

3. April 1947

Heute ist Karfreitag. Chaplain Eggers läßt sich die Zelle aufschließen, zieht hinter sich die Tür zu, stellt sich mit dem Rücken zur Türöffnung, um den litauischen Wärter abzudecken. Er händigt mir wortlos ein Telegramm aus. Seine feuchten Augen jagen mir großen Schrecken ein. »Vater am einunddreißigsten März abends zehn Uhr sanft entschlummert. Mutter.« Seinetwegen hatte ich schon lange ein unruhiges Gefühl. Nun ist alles so schnell gekommen.

4. April 1947

Ich quäle mich ab bei dem Versuch, einen Brief an meine Mutter zu schreiben, der ihre Trauer nicht vermehrt. Wenn ich ihr wenigstens durch Anwesenheit helfen könnte. Nie ist das Bewußtsein der Trennung so intensiv und so unerträglich.

Unser Abschied vor unserem Heidelberger Haus vor fast genau zwei Jahren: Vater hatte Tränen in den Augen, als er nach dem letzten Händedruck noch einmal ans Auto kam, um mir Lebewohl zu sagen. Damals waren meine Eltern noch ungebrochene Menschen. Ich bin glücklich, dieses Bild von ihnen zu haben. Vater und ich haben nie über unsere Empfindungen gesprochen. Es war nicht seine Art, und ich habe es von ihm geerbt. Ihm, der so erfolgreich gewesen war, konnte das Leben im Alter von